

Der Rorschacher Trichter

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **85 (1959)**

Heft 7

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der Rorschacher Trichter

122

WERNER WOLLENBERGER

Die Cabareportage:

Die Ihr da eintretet ...

Die Ueberschrift ist von meinem Lieblings-Kollegen Dante, der seinerzeit einiges durchgemacht haben muß, daß ihm die Schilderung von Höllenqualen so ansehnlich gelungen ist.

Ohne überheblich sein zu wollen: ich habe es auch nicht immer ganz leicht gehabt. Und wenn mein geschätzter Kollege den hoffnungslosen Satz über dem Tor zur «Stadt der Schmerzen» nicht erfunden hätte, dann wäre er eventuell mir eingefallen.

Letzten Samstag.

Da nahm ich nämlich an der Zürcher Fastnacht teil.

Respektive an einem sogenannten «Bock-Abends».

Ich werde mich bemühen, im Folgenden die Veranstaltung ohne Zorn, ohne Voreingenommenheit und ohne Groll zu schildern, leidenschaftslos, objektiv und wahrhaft. Bitte:

Es begann bereits vor der Türe des kleinen Lokales, das den gemütlichen Bock-Abend mit Betrieb bis vier Uhr morgens versprach.

Da stand ein älterer Mann, der ungefähr so gemütlich aussah wie Präsident Nasser während einer Propaganda-Rede gegen die Besitzer von Suez-Kanal-Aktien.

Der nahm mir 1.65 ab.

In Schweizerwährung.

Scheu drückte ich mich an ihm vorbei, denn er hatte etwas gar zu Finsteres und Mürrisches in seinem Wesen. Dann zuckte ich mit Macht zusammen, denn er hatte plötzlich einen markerschütternden Schrei ausgestoßen, der ungefähr wie «U-huiii» klang und ein Mittelding zwischen einer Luftschuttsirene und dem Vrenely Pfyl war. Als ich mich umdrehte, lüftete er seinen Fez aus Crêpe-Papier, zerrte seine falsche Nase nach vorne und ließ sie wieder zurückschnellen.

Wozu er solchermaßen handelte, ist mir jetzt noch unklar.

Ich weiß nur, daß er eine Leistung bot, die mit 1.65 überzahlt war.

Das Lokal selbst war Rauch und Lärm.

Vor allem Lärm.

Was ihn besonders unangenehm machte, war der Umstand, daß er künstlich erzeugt wurde. Durch drei Herren, von denen einer eine Baßgeige umarmte, während der zweite an einer Harmonika zerrte und der dritte mit den nackten Fäusten gegen ein Klavier vorging. Alle Dreie trugen Matrosen-Leibchen, Schiffer-Hosen und Kapitäns-Mützen und sahen aus als seien sie von Hamburg an der Elbe.

Leider sahen sie nicht nur so aus. Und aus diesem Grunde hielten sie sich für verpflichtet, etwas von ihrer berühmten Seemanns-Fröhlichkeit zu verbreiten. Einfach so, rings im Kreise umher.

Der mit dem Schiffer-Klavier tat es auch auf gesanglichem Wege.

Etwa so:

«Ich geh mit meiner Lisa zum schiefen Turm von Pisa!»

Ich suchte mir einen Tisch in der hintersten Ecke.

Dort saßen zwei ältere Männer mit ehrlich erworbenen Bäuchen. Sie waren beide bis zur Unkenntlichkeit kostümiert, und zwar durch je eine Pappnase, einen Schnurrbart und eine grüne Crêpepapier-Kappe. Als ich fragte, ob da noch frei sei, entwickelte der eine davon Humor.



41

Ja nicht etwa nur der Vater, auch der Sohn hat längst entdeckt, dass er ihm den Fastnachtskater rasch vertreibt und herrlich schmeckt.



Tilsiter

☞ Drum ghört Tilsiter uf e Tisch!
Me weiss mit ihm, wora me-n-isch.



Er stand auf, verbeugte sich tief, schwenkte die Kappe dreimal über dem Speck-Nacken und schrie: «Oui Madame!»

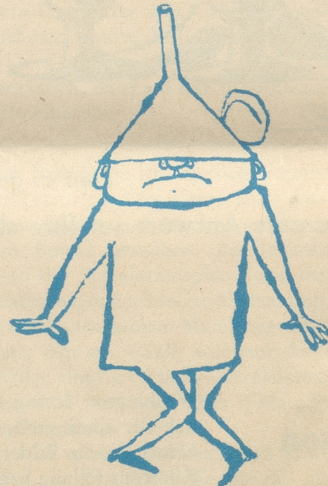
Der andere lachte darüber fünf- und dreißig Minuten. Die ersten zwölf davon so heftig, daß ich ernstliche Befürchtungen für ihn zu hegen begann. In der sechzehnten Minute lockerte sich das Gummiband seiner Nase und er verschluckte sich fast an ihr. Das wiederum entlockte seinem Kollegen ein Gelächter von homerischem Ausmaße.

In der Folge begannen sich die Scherze überhaupt zu häufen.

Zunächst kam die Serviertochter. Auch sie hatte dem närrischen Treiben Tribut gezollt und zwar indem sie sich einen langen blonden Zopf in die schwarzen Haupthaare gesteckt hatte. Außerdem hatte sie sich mit Lippenstift ein Fragezeichen auf die linke Backe gemalt. Ich bestellte meinen Whisky.

Als ich ihn vor mir hatte, geschah etwas besonders Witziges. Ein Pirat trat hinter mich, machte ganz unvermittelt «Buh!» und schmiß eine Handvoll Konfettis in das Glas.

Ich fischte sie stillschweigend heraus und wurde damit für fünf Minuten zur Attraktion des Tisches, an dem der Pirat hauste.



Etwas später ging das Licht plötzlich auf Halbmast. Die Kapelle spielte «In Hamburg sind die Nächte lang ...» und dann noch «Das Schiff geht in See heute nacht!» Während dieser Zeit wurde es im Lokal sehr still. Sogar die beiden Bäuche an meinem Tisch lachten nur noch ganz leise.

Schließlich erlosch das Licht ganz und die Stimme des Hamburgers brüllte:

«Ran an den Speck!» Dieser hervorragende Witz wurde mit riesigem Gelächter quittiert. In dieses mischten sich dann allerdings ein paar spitze Schreie aus weiblichen Kehlen und Dokumentationen akuter Atemnot.

Unvermittelt blendeten die Lampen wieder auf und der schöne Schlagler: «Wer soll das bezahlen ...?» erklang mit unerwarteter Heftigkeit. Einer schrie: «Nationalhymne, aufstehen!»

Alle standen auf.

Und mußten, nachdem sie sich wieder gesetzt hatten, sehr darüber lachen.

Bis zu diesem Zeitpunkt war ich alleine.

Dies änderte sich, indem plötzlich ein Fräulein neben meinem Glase saß. Sie hatte eine Papiertrompete, tutete hinein und sprach dann: «Was zallsch?»

Ich fragte sie vorsichtigerweise, wie sie das detailliert meine.

Sie zwinkerte so heftig, daß sie schielte.

Dann stieß sie noch einmal gewaltig ins Horn, hüpfte vom Tisch, warf meinen Whisky um und enteilte unter permanentem Ausstoßen von Obertönen.

Der Herr, in dessen Arme sie sank, warf mir böse Blicke zu. Kurz darauf waren die beiden Mittelpunkt einer heftigen Familien-Tragödie und etwas später begann sie zu weinen. Da stand er auf und ging rasch davon.

Sie folgte ihm.

Die Trompete ließ sie unter der Türe fallen.

Nachdem ich eine schickliche Wartezeit eingelegt hatte, erhob ich mich auch. Als ich an der Bar vorbeigehen wollte, griff eine Maske nach mir und flötete: «Schatzi, wie wär's mit eus?»

Das halbe Lokal erstickte fast an dem Lachanfall, der dieser Sentenz unmittelbar folgte.

Dadurch ermutigt, wagte die Maske eine halbe Umarmung.

Die Fröhlichkeit stieg ins Ungemessene.

Weil das kostümierte Fräulein nämlich gar kein solches war. Sondern ein Mann.

Das heißt: ein relativer Mann. Der Ersatz-Albers an der Quetschkommode schrie noch: «Wünsche wohl gespeist zu haben!» und dann war ich draußen.

Der Nasser stand noch immer dort, jedoch hatte er das Jodeln eingestellt.

«Na wiiterhin vill Vergnuege!» murmelte er.

Ein paar Schritte vor dem Eingang blieb ich stehen.

Ich suchte nach der Inschrift: «Voi ch'entrate, lasciate ogni ...» usw. Sie fehlte.

Dante hat sich eben doch noch nicht überall durchgesetzt.

Obwohl es doch so nötig wäre. Gerade für Zürcher Gaststätten mit gemütlichen Bockabenden und verlängertem Betrieb bis vier Uhr morgens ...

Ahoi, ran an den Speck, wünsche wohl gespeist zu haben, oui Madame, gäll Du chännsch mich nüd?

Die *Mido* Uhr
formschön und gediegen
A. FISCHER
Eidg. dipl. Uhrmacher
Seefeldstraße 47, ZÜRICH

DAS ECHO

Wer schreibt, dem wird geschrieben ... Meistens aus der Schweiz (vor allem wenn der Schreiber in der Schweiz schreibt). Manchmal aber auch aus dem Ausland.

Zum Beispiel aus Deutschland. Hier ist ein Brief, der von dort kommt:

«Lieber Herr Wollenberger, als alte Freundin der Schweiz lese ich Sie und da den Nebelspalter, wenn ich ihm von einem befreundeten Schweizer bekomme. Ich finde seine Lektüre immer erfrischend, denn seine Ansichten sind so gesund und seine Haltung ist so anständig.

Das ist auch der Grund, weshalb ich Ihnen schreibe. In der letzten Zeit häufen sich in meinem Heimatlande Merkmale, die Besorgnis (und mehr als das) erregen müssen. Der Antisemitismus, den man – nach allem was vorgefallen ist – eigentlich hätte totglauben müssen, flackert an allen Ecken und Enden wieder auf. Den Fall Zind kennen Sie ja und die Reaktion darauf auch. Sicher haben Sie auch vom Entscheid des Hamburger Gerichtes gehört, das den Verfasser einer Schrift, in der die Ermordung der Juden durch die Nazis verteidigt und gutgeheißen wurde, strafrei ausgehen ließ, vernommen. Und ebenso dürften Ihnen diverse

Fälle von Synagogen- und Friedhofschändungen bekannt geworden sein. Die internationale Presse hat, wie ich glaube, davon berichtet. Was mich bedrückt ist nun, daß sich auch in Gesprächen, Unterhaltungen usw. immer mehr antisemitische Äußerungen einschleichen. Immer wieder werden Klagen über zu hohe Steuern mit der Bemerkung, man müsse den Juden eben zu viel Wiedergutmachung bezahlen, verbunden. Immer wieder hört man abfällige Urteile über jüdische Geschäftsleute und Künstler, die «nichts gelernt hätten und sich wieder vordrängten». Immer wieder ... Ich bin beunruhigt und ich schreibe Ihnen dies in aller Offenheit, weil ich finde, daß man das überall wissen sollte. Ganz bestimmt will ich mein Heimatland, das ich liebe, nicht verunglimpfen und im Ausland anprangern, aber ich habe das Gefühl, daß es vielleicht helfen könnte, wenn von dortaus Kritik geübt wird. Auf Anwürfe von außen reagiert man hierzulande rascher und beftiger ...»

Das ist ein Brief aus Deutschland.

Datum: 3. Februar 1959.

Was kann ich dazu sagen?

Nichts ...

Oder vielleicht dieses:

Seid wachsam. Erinnert Euch. Paßt auf.

Und vergeßt trotzdem nicht, daß es noch Deutsche gibt, die solche Briefe schreiben.

prämiere eine größere Anzahl an Einsendungen mit je fünf Franken. Das Vorgehen rechtfertigt sich, weil viele Vorschläge einander qualitativ durchaus ebenbürtig sind.

Bevor ich mit der Veröffentlichung der länglichen Liste beginne, habe ich noch etwas zu bemerken: diverse Vorschläge trafen mehrere Male ein. Prämiert wurde aber stets nur ein einziger Einsender der betreffenden Gruppe. Den letzten Entscheid hatte dabei das Schicksal, welches ich ohne besondere Verkleidung selber spielte. Und zwar, indem ich zweimal zog: erstens einen älteren Hut bis tief in die Nase, und zweitens eine Karte aus dem kleinen Bündel gleichlautender Vorschläge. Für alle Einsender, denen mein Griff zum Mißgriff geworden ist, setze ich den gleichen Trostpreis aus. Er besteht in meinem tiefgefühlten Mitleid.

So, und jetzt die neuen helvetischen Grüße.

Rosa Manera aus Bern weiß, daß wir in einem geistigen Tiefdruck-Gebiet wohnen. Deshalb schlägt sie vor:

«Bonjour tristesse!»

Zu einer ähnlichen Formulierung kommt Hans Thalman in Uster, wenn er den zweckpessimistischen Gruß hier empfiehlt:

«Uf Wiederchlöhne!»

Noch deutlicher wird S. Kätzler in Zürich:

«Gueti Sorge!»

Das drückt doch recht hübsch aus, daß es einem Schweizer nie gut geht, wenn es ihm gut geht, weil es ihm nicht gut geht, wenn es ihm gut geht, da es ihm nie so gut geht, daß er weiß, es geht ihm gut.

Der Satz ließe sich fortsetzen. An einer Tour.

Respektive: an einer Hochkonjunktur. Und weil wir gerade dabei sind: hochkonjunkturelle Grüße kamen en masse. B. Christ in Basel sandte diesen:

«Boom ahoi!»

Werner Leibacher, ein nationalökonomischer Doktor, der es besonders gut wissen muß, sagt ein Gleiches unverblümt:

«Häsch d'Schütz?»

Nun ja, das Wichtigste ist eben nicht immer auch das Schönste ...

Vorschläge in paralleler Richtung:

«Grüß Klotz!»

Den sandte ein Herr Ludwig aus Solothurn. Und Bruno Knobel aus Winterthur diesen:

«Grüß Gold!»

W. P. Wetterwald in Rüslikon ist lakonischer. Er empfiehlt ein Schütteln des Portemonnaes und die Worte:

«Kling-Klang!»

Und Heinrich Brunner aus Chur schlägt vor:

«Guete Zahntag!»

Rolf Sprenger hat sich auf eine spezielle Variante für National- und Verwaltungsräte festgelegt:

«Gut Taggeld!»

Alois Blöchiger in Uznach geht weiter und tiefer:

«Guete Chrapf!»

Ein überaus passender Schweizer-Gruß. Und obendrein einer, der fast immer stimmt. Außerdem ist er leicht zu variieren. Für gewisse Geldverleiher und Bibeldrucker ist er mit minimier Anstrengung in «Gueti Chrapf!» umzuwandeln.

Umschreibungen des helvetischen Arbeitseifers ergaben weitere Grüße:

H. Graf in Ostermundigen formulierte kurz und treffend:

«Kei Zyt!»

Und Frau Meyre-Nick in Winterthur:

«Au müed?»

Das wären die Anti-Krisen-Grüße und wir könnten zu den allgemeineren übergehen.

Da ist zunächst ein klimabedingter von Frau Schreiber aus Zürich:

«Gspürsch ä de Föhn?»

Und dann ein vom politischen Klima diktiert von Paul Pfründer, ebenfalls aus Zürich. Er proponiert ihn allerdings nur den Männern:

«Wahlzeit!»

Sehr hübsch! Dr. F. Landolt in Adliswil stößt in ein ähnliches Horn:

«Hals- und Stimbruch!»

Sonja Hausammann in Münsterlingen beschäftigt sich mit einem anderen männlichen Nationallaster:

«Uf Wiederjasse!»

Und A. Juillerat in Schaffhausen schlägt vor:

«Gueti Polizeistund!»

Ich werde mich erkundigen, ob man nicht in Zürich Interesse für diesen Vorschlag habe. Ich könnte mir vorstellen, daß ja!

Zum Schluß ein letzter Gruß:

«Händ Sie schon es Abzeiche?»

Den Vorschlag machte M. Scheidegger aus Basel. Er wäre einer Prüfung wert. Damit:

«Adieu!»

(Dieser Gruß wurde nicht eingesandt. Ich halte ihn trotzdem für einen der besten!)

Das heißt: ich habe ja noch die.

Aufgabe

für den nächsten Wochen-Wettbewerb mitzuteilen. Ihre Lösung verlangt von Ihnen a) etwas Phantasie und b) etwas psychologisches Einfühlungsvermögen und d) ein bißchen Pädagogik.

Also: stellen Sie sich vor, Sie haben eine achtzehnjährige Tochter, die für ein Jahr in die französische Schweiz gegangen ist. An einem schönen Sonntag kommt sie heim und bringt einen Mann mit, in den sie verliebt ist und den sie heiraten will. Dieser Mann mißfällt Ihnen.

Klar?

Also die Aufgabe:

Schreiben Sie Ihrer Tochter eine Postkarte, auf der Sie ihr in diplomatischer Weise den betreffenden Mann verekeln.

Aber bitte: sanft, liebenswürdig und witzig, so wie sich das für Eltern, die das Unglück haben, im Jahrhundert des Kindes zu leben, geziemt.

Die Karte schicken Sie bis spätestens Freitagmorgen, den 27. Februar, an den Nebelspalter in Rorschach und zwar unter dem Stichwort: «Wolli's Wochen-Wettbewerb». Zuvor aber kleben Sie den Trichteremann in der unteren Ecke dieser Seite auf die Karte.

Die Preise: zwanzig, fünfzehn, zehn und fünf Franken für die besten Lösungen.

Oder: Ganzjahres-Abonnement auf den Nebelspalter, Halbjahres-Abonnement, ein Bö-Buch von Bö signiert, ein Bö-Buch von Bö nicht signiert.

Und Trostpreise.

Gut Einfall!

Wolli's Wochen-Wettbewerb

Es ging darum, einen neuen schweizerischen Gruß zu erfinden.

Außerordentlich viele Leser schienen die Einführung einer typisch helvetischen Grußformel für begrüßenswert zu halten, denn Lösungen trafen am laufenden Bande ein.

Unter ihnen gab es — wie das eben so üblich ist — einige ganz heftige Nietens, nach deren Lektüre wir lediglich noch den schönen alten Gruß «Guet Nacht am sächsi!» von uns geben konnten.

Andere Vorschläge blieben zwar im Rahmen des Anständigen, konnten aber sonst keine weiteren Plus-Punkte für sich buchen. Teilweise waren sie so wenig mit Grüßen verwandt wie mein Boxer-Hund mit Max Schmeling. Dazu gehört zum Beispiel die öfters eingesandte Wendung «Chrapfisch am Samschtig?» Da ich in zürcherischen Halbstarken-Kreisen nicht ganz unheimisch bin, weiß ich leider, daß es sich hier nicht um eine Grußformel, sondern lediglich um eine — seit der teilweisen Einführung der 44-Stunden-Woche gebräuchliche — Umschreibung der direkteren Frage «Spinnsch dann Du?» handelt. Die Susi aus dem oberen Teil der Langstraße, die mir eine verlässliche Beraterin in lokal-sprachlichen Dingen ist, weiß übrigens noch ein paar Synonyme mehr. Etwa: «Stahsch im Tram?», «Suechsch e Wohnig?» und «Fahrsh Vauwe?»

Ein Vorschlag, der ebenfalls öfters auftauchte, lautet kurz und schlicht: «Hm!» Er ist nicht übel. Das hindert nicht daran, daß ich ihn trotzdem refüsieren muß. Er erfüllt eine wichtige Wettbewerbs-Bedingung nicht. Wie Sie wissen, sollte der Gruß neu sein ...

Aehnliches gilt für die Formel: «Hä!» Andere Vorschläge hatten andere Haken.

Zugegeben: «Guete Näbi!» klingt recht hübsch und wir freuen uns sehr, daß ihn überhaupt jemand proponierte. Immerhin zweifeln wir daran, daß dieser Gruß der so ganz Richtige sei.

Auch die Formel «De Barbier isch dann wieder säguet gsy, hä?» ist für mich sehr schmeichelhaft. Nur finde ich, daß man so ein Urteil nicht zum Gruß erheben sollte. Es könnte manchmal einen allzu ironischen Beigeschmack bekommen. Beispielsweise nach nicht allzu glänzenden Freitags-Plaudereien. Abgesehen davon, paßt der Gruß ja nur für einen Wochentag. Nehmen wir an, daß man jeden dritten Samstag vielleicht noch «Guet Spalebärg!» sagen könnte. Dann aber hat sich's, denn zu welcher Sendung aus dem Studio Bern ließe sich ein entsprechender freudiger Gruß erfinden?

(«Gut Pausezeichen!» gilt nicht, weil es zu garstig ist!)

Doch nun zu den preiswürdigen Vorschlägen.

Sie sind in so großer Zahl eingegangen, daß ich mir gar nicht erst die Mühe mache, einen einzelnen besten davon herauszupicken. Ich mache ganz einfach wieder einmal von meiner unumschränkten Machtfülle als letzte Instanz diktatorischen Gebrauch und

